Nr. 147. 2. Ausgabe. Auflage 100000 täglich. Sonntag, 31. Mai 1908.

Dresdner Neueste Nachrichten

Unabhängige Tageszeitung.

Größte Auflage in Sachsen.

Redaktion und Hauptgeschäftsstelle Ferdinandstraße 4.
Fernsprecher: Redaktion Nr. 8897. Expedition Nr. 4571, Verlag 542.

Anzeigen:
Die einspaltige Kolonelzeile kostet für Dresden und Vororte [illegible] Pf., für auswärts 30 Pf., für das Ausland 40 Pf., Sonntag 40 Pf. Die zweispaltige Reklamezeile für Dresden und Umgebung 1 Mk., für auswärts 1,50 Mk. Bei Wiederholungen und Jahresumsätzen Rabatt nach Tarif. Chiffregebühren 20 Pf. Inserate von auswärts werden nur gegen Vorausbezahlung aufgenommen. Für das Erscheinen an bestimmten Tagen und Plätzen wird nicht garantiert. Telephonische Aufgabe von Inseraten unzulässig. Unsre Dresdner und auswärtigen Annahmestellen, sowie sämtliche Annoncen-Expeditionen im In- und Ausland nehmen Inserate zu Originalpreisen und -rabatten an.

Abonnement:
In Dresden und Vororten monatlich 60 Pf., pro Quartal 1,80 Mk. frei Haus, durch unsre Provinz-Filialen monatlich 65 Pf., pro Quartal 1,95 Mk. frei Haus. Mit der Beilage „Illustrierte Neueste" 10 Pf. oder mit der Beilage „Dresdner Fliegende Blätter" 15 Pf. pro Monat mehr.
Postbezug in Deutschland und den deutschen Kolonien:
Ausg. A mit „Illustr. Neueste" monatl. 79 Pf., pro Quart. 2,38 Mk.
„ B ohne Illustr. Beilage „ 69 „ „ „ 2,08 „
In Oesterreich-Ungarn:
Ausg. A mit „Illustr. Neueste" monatl. 1,55 Kr., pro Quart. 4,60 Kr.
Ausg. B ohne Illustr. Beilage „ 1,42 „ „ 4,25 „
Nach dem Auslande per Kreuzb. pr. Woche 1 Mk. Einz. Numm. 10 Pf.

Diese 34seitige Sonntags-Frühausgabe umfaßt mit der 10seitigen 1. Sonntags-Ausgabe zusammen 44 Seiten. Roman siehe Seiten 21 und 22. Unterhaltungsblatt und Frauenzeitung Seiten 17 und 18. Briefkasten Seite 25.

Heeressorgen in Frankreich.

Dem Verlangen der Deputiertenkammer bei Beratung des Militärbudgets für 1906, die Präsenzstärke des Heeres entsprechend der Abnahme der Geburtsziffern progressiv herabzusetzen, ist die Regierung bisher nicht näher getreten. Sie hoffte, andre Auswege zu finden, um den überall zutage tretenden Rekrutenmangel zu beseitigen. Die algerischen Eingeborenen sollten wehrpflichtig werden, um wenigstens diejenige Rekrutenziffer zu ersetzen, welche das Mutterland zurzeit zur Komplettierung des 19. Armeekorps über das Mittelmeer zu senden hat. Damit 13 000 Mann zu ersparen und zur Auffüllung der Armeekorps an der Ostgrenze zu verwenden, wäre schon der Mühe wert gewesen. Eine Kommission wurde zum Studium dieser Frage nach Algier entsandt, um bis Jahresschluß 1907 zu berichten. Kriegsminister Picquart versprach die Vorlage eines Gesetzentwurfs zur Einführung der allgemeinen Wehrpflicht in Algier für die ersten Monate des Jahres 1908. Bisher ist nichts über den Bericht der Kommission und den Gesetzvorschlag verlautet. Das Verhalten der Eingeborenen in Südalgier und der Widerstand, den die mit ihnen verwandten Stämme der Marokkaner dem französischen Eroberungszuge entgegensetzen, reizt wohl nicht dazu, noch mehr Eingeborene in die französische Armee einzureihen. Die vier algerischen Tirailleur-Regimenter (Turkos) und die drei Spahi-Regimenter, die Goumiers und andre Eingeborenenverbände stellen, soweit sie in Marokko kämpfen, der französischen Mannszucht kein allzu glänzendes Zeugnis aus, die Spanier in Casablanca wissen ein Lied davon zu singen.

Der andre Ausweg zur Füllung der Heereskadres, an Stelle der fehlenden Militärtauglichen Bedingttaugliche einzustellen, die den ganzen inneren Dienst der Truppenteile (Burschen-, Ordonnanz-, Schreiber-, Küchen- und andern Dienst) zu übernehmen haben, hat sich etwas besser bewährt. Durch die Entlastung der Truppe von den früheren, sehr zahlreichen Abkommandierungen aus der Front ist diese imstande, bei den militärischen Uebungen in größerer Präsenzstärke wie früher zu erscheinen. Nach einer kürzlichen Aeußerung des Kriegsministers dienen zurzeit 37 143 Mann des Hilfsdienstes (Bedingttaugliche), während sich die ganze Heeresstärke, ohne Kolonialkorps, auf [illegible] 282 Mann beziffert. Die Armee hat aber trotz der großen Zahl von Bedingttauglichen immerhin noch ein Manko von rund 22 000 Mann gegenüber der gesetzlich festgelegten Heeresstärke. Der Ausweg der Einstellung von Bedingttauglichen reicht also zahlenmäßig schon jetzt nicht aus. Von den Truppenteilen laufen außerdem viele Klagen ein, daß diese halbtauglichen Leute, die meist kränklich, oft sogar tuberkulös sind, den Nebendienst nur unzureichend zu tun vermöchten, meist Lazarettbewohner wären und nur danach streben, möglichst bald als untauglich entlassen zu werden. Infolgedessen müßten zu den Nebendiensten vielfach aus der Front gesunde Mannschaften abkommandiert werden, zumal auch der Nebendienst auf die Dauer in der Regel nur von gesunden Leuten versehen werden könnte. Was in der Deputiertenkammer als hochweise Aushilfsmaßregel gepriesen wurde, erweist sich also in der rauhen Wirklichkeit des Truppendienstes als unzureichend und undurchführbar.

Jetzt ist nun Frankreich an einem bedenklichen Wendepunkte seiner Bevölkerungsziffer angelangt, indem nach statistischen Erhebungen die Zahl der Geburten für 1907 gegen diejenige der Sterbefälle um rund 20 000 zurückgeblieben ist. Der Stillstand in der Bevölkerungsziffer, der schon jahrelang die Patrioten mit banger Sorge für die Zukunft erfüllte, ist also einem Schwinden der Bevölkerung gewichen und damit die Erhaltung des Heeres in der gegenwärtig bestehenden Stärke ernstlich in Frage gestellt. 1906 betrug der Geburtenüberschuß in Frankreich noch 26 651 — in Deutschland rund 900 000. An eine Besserung ist, nachdem sich reich und arm und alle Stände auf das Zweikindersystem festgelegt haben, nicht zu denken. Man wird sich wohl nach und nach an den Gedanken der progressiven Herabsetzung der Präsenzstärke des Heeres entsprechend der Abnahme der Geburtsziffern gewöhnen müssen. Als man die zweijährige Dienstzeit im Jahre 1905 einführte, rechnete man auf ein Mehr von 25 000 Kapitulanten gegen die Zahl, welche sich gegenwärtig wirklich zum Kapitulieren hat bereitfinden lassen. Durch das Manko an Kapitulanten kamen besonders die berittenen Waffen in eine äußerst schwierige Lage, weil ihnen die nötigen Leute zur Ausbildung der Mannschaften, besonders aber zur Dressur der Pferde fehlen. Die Kavallerie hat zurzeit unter 4700 Unteroffizieren nur 3100, die Artillerie unter 7400 Unteroffizieren nur 4500 Kapitulanten. Bei der Infanterie tritt dieser Mangel weniger schädlich hervor; diese Waffengattung stellt noch nach unbefangenem französischem Urteil ein gleichartiges Kriegswerkzeug wie früher dar. Aber bei den berittenen Waffen, wo die zweijährige Dienstzeit gegen den Widerspruch aller erfahrenen Reiterführer, um keinen Verstoß gegen den Grundsatz der égalité zu machen, eingeführt wurde, ist die Truppe zu dem Zeitpunkt, wo die Rekruten mit mobil werden, jetzt wesentlich minderwertiger wie zur Zeit des dreijährigen Dienstes.

Die Reitkunst, d. h. die Geschicklichkeit in der vollen Beherrschung des Pferdes, welche dem Reiter erst Sicherheit und Selbstbewußtsein gibt und ihn zum nützlichen Gebrauch seiner Waffe befähigt, ist in starkem Rückgange. Für die Vervollkommnung der Ausbildung des zweiten Jahrganges fehlt es durchweg an dressierten Pferden, weil alle älteren Pferde für die Ausbildung der Rekruten verwendet werden müssen, und dem zweiten Jahrgang in der Regel nur Pferde verbleiben, die noch der Dressur bedürfen. Dazu sind nur wenige Leute geeignet und Kapitulanten sind nicht ausreichend vorhanden. Der militärische Dienst zu Pferde kann infolgedessen mit dem zweiten Jahrgang nur selten und abwechslungsweise vorgenommen werden und die Leute bleiben im wesentlichen auf dem Stande derjenigen Ausbildung stehen, die sie im ersten Jahre erworben haben. Kürzlich brachte ein Mitarbeiter der „France militaire" auf Grund eingehender Erkundigungen bei vielen Eskadronchefs ein ganzes Bündel von Klagen dieser Herren, die die Schäden der zweijährigen Dienstzeit am eigenen Leibe verspüren, und aus denen hervorgeht, daß die nachteiligen Folgen für diese Waffe viel größer sind, als von den kavalleristischen Widersachern des Gesetzes vorausgesagt wurde.

Wolff, Oberst a. D.

Die Deutsche Schiffbau-Ausstellung.

Erste Eindrücke.

Berlin, 29. Mai.

Der Kaiser wird am nächsten Dienstag die Deutsche Schiffbau-Ausstellung am Zoologischen Garten eröffnen und — ein achtes Weltwunder — eine fertige Ausstellung vorfinden! Heute schon steht fast alles in den weitgedehnten Räumen fertig da, nur auch wenig ist zu tun, um die Schlußarbeiten beendigen zu können.

Die Ausstellung ist ein Erfolg in jeder Hinsicht. Noch nie ist in Deutschland eine solche Fülle von Material zusammengefaßt worden, das die Entwicklung des Schiffsbaues darstellt, und auch niemals hatte man bisher Gelegenheit, sich ein Bild zu machen von der mächtigen Entwicklung der Industrie und der Wissenschaft, die dazu beitrugen, die Technik des Schiffbaues zu der imponierenden Stufe zu erheben, auf der sie sich heute bei uns befindet. Die Ausstellung füllt die Gesamträume der Hallen am Zoologischen Garten. Auch die Garten- und Hofräume nächst der Halle sind in Anspruch genommen worden, und so reichhaltig ist die Ausstellung beschickt, daß es physisch fast unmöglich ist, bei einem ersten Rundgang auch nur annähernd den Stoff zu übersehen, der hier zusammengetragen ist.

Die Dekoration der Räume hat Professor Möhring ausgeführt. Auf der Orchesterestrade ist die Ausstellung des Kaisers, die silbernen Schiffsmodelle, aufgestellt. Die kostbaren Stücke befinden sich in prachtvollen Vitrinen. Davor erhebt sich die Statue des Kaisers in Admiralsuniform. In der großen Halle haben ausgestellt die Kaiserliche Marine, der Norddeutsche Lloyd, die Hapag, der Vulkan und andre Werften. Die Marine ist durch sämtliche Schiffsmodelle vertreten. Die großen Werften sandten überaus instruktives Material. Der „Vulkan" lieferte eine figürliche Darstellung seiner Entwicklung. Sämtliche Schiffe, die er erbaut hat, sind in proportionaler Ausführung in den zahllosen Vitrinen ausgestellt. Der Querschnitt eines Kriegsschiffes erläutert die innere Struktur der Riesenfahrzeuge, die Modelle der Reichspostdampfer zeigen die Einrichtung der Schiffe bis in die kleinsten Details. Die Schichau-Werften in Elbing und Danzig führen ihre Torpedoboote und das Schiffsbaumaterial dieser Fahrzeuge vor. Hochinteressant ist ein der Wirklichkeit vollkommen nachgebildeter Rauchsalon von einem der großen Passagierschiffe der Werft Blohm u. Voß. Das Material dazu ist köstliches Holzwerk, und für die Tropendampfer sind die Wände mit Marmorplatten ausgelegt. Von dem Rauchsalon steigt man zur Kommandobrücke empor und hat den Ausblick auf einen künstlerisch prächtig ausgeführten Prospekt, der die Werften und ihre Anlagen zeigt. Ueber die Art des Mannschafts- und Pferdetransportes auf Seeschiffen informiert der Ausbau der betreffenden Einrichtungen auf den Transportdampfern.

Zahllos reihen sich Schiffsmodelle von neuen und alten Typen aneinander. Von den ältesten Segelschiffen bis zu dem modernen Ozeandampfer kann man an ihnen die Entwicklung der Schiffsformen verfolgen. Der Querschnitt durch ein Modell zu einem alten Holzschiff zeigt die primitive Art des Schiffbaues aus der Zeit, in der man die Verwendung des Eisens zu diesem Zweck noch nicht kannte. Daneben befindet sich das wundervolle Modell des größten Segelschiffes der Welt, der fünfmastigen „Preußen". Die Weserwerften haben in ihrer Ausstellung auch die Schiffe des Schulschiffvereins aufgenommen.

Hochinteressant ist die Ausstellung von Krupp. Sie umfaßt die Erzeugnisse der Germania-Werft. Zum ersten Male kann man da ein Unterseeboot im Querschnitt in natürlichen Dimensionen sehen. Die Anschauung unterstützt natürlich wesentlich die Erkenntnis von der Einrichtung der merkwürdigen Fahrzeuge, um die sich so viele Geheimnisse weben. In der Wirklichkeit nun sieht das Unterseeboot so einfach und gefahrlos aus wie ein größeres Motorboot. Die Siemens-Schuckert-Werke haben Scheinwerfer und elektrische Kommandoanlagen ausgestellt. Neben ihrer Ausstellung erhebt sich der Leuchtturm von Pintsch, ein Sammelbecken von unheimlich großer elektrischer Kraft.

Das Königliche Institut für Meereskunde ist zum ersten Male aus seinem stillen Heim in der Georgenstraße in dieser Ausstellung an die Oeffentlichkeit getreten. Besonders instruktiv ist die Abteilung des Institutes, in der Modelle für Schiffskessel gezeigt werden. Die Aachen-Münchener Feuerversicherungsgesellschaft hatte vor einiger Zeit dem Kaiser den Betrag von 250 000 Mk. zu Instruktionszwecken auf dem Gebiete des Seewesens zur Verfügung gestellt, und der Kaiser überwies diesen Betrag dem Institut für Meereskunde mit dem Auftrag, ihn zur Beschaffung jener Modelle zu verwenden. Hier in dem großen Raume kommen die Modelle besser zur Geltung als in den unzulänglichen Räumen des Institutes in der Georgenstraße. Eine bemerkenswerte Sammlung von Fischereifahrzeugen schließt sich an diese Sammlung, an denen dargetan wird, daß die Einfügung von Motoren in die Fahrzeuge der Fischerflotte von einschneidender Bedeutung für die Entwicklung des deutschen Fischereiwesens sein würde.

Zu den Glanzpunkten der Ausstellung gehören die Sammlungen des Prinzen Heinrich von Preußen und des Großherzogs von Oldenburg. Prinz Heinrich hat alle ihm gewidmeten Silbermodelle der Ausstellung zukommen lassen, der Großherzog von Oldenburg steuerte eine Anzahl von wundervollen alten Schiffsmodellen bei. Unter ihnen befinden sich Stücke von hervorragendem historischen Wert, so ein altes holländisches Schiffsmodell, an dem noch Peter der Große mitgearbeitet hat.

Aeußerst lehrreich sind die plastischen Modelle von Hafen- und Schleusenanlagen. Die freie Stadt Hamburg stellt die ganze Hafenanlage Hamburgs aus, der Kaiser-Wilhelm-Kanal liegt mit allen seinen großartigen Anlagen ausgebreitet in großen Vitrinen, die Weserkorrektion und sonstige Schleusen- und Schiffshebewerke sind in wundervollen Nachbildungen zur Schau gestellt.

Neben diesen Kernpunkten der Ausstellung bergen die weiten Hallen das ganze große Gebiet der Hilfsmittel des Schiffbaues. Die luxuriösen Staatskabinen der großen Ozeandampfer reihen sich an Kojen an, die Bruno Paul entworfen hat — entzückende Räume von feinstem Geschmack. Die Elektrizität nimmt natürlich einen großen Raum in der Ausstellung ein. Die Allgemeine Elektrizitäts-Gesellschaft zeigt in einem großen Pavillon Turbinen und elektrische Anlagen für die Kommandogebung auf den Schiffen und die Arten der Schiffsbeleuchtung. Instrumente für die Navigation, dann die unentbehrlichen Details für die Schiffsführung, alle Bedürf-

Rund um den Kreuzturm.

In einem Abteil erster Klasse des nach dem Erzgebirge fahrenden „Eil"zuges saß, behaglich in die Polster zurückgelehnt, der Landtagsabgeordnete Wandel und rauchte eine Zigarre allerfeinster Marke, von der er sich noch einen kleinen Vorrat aus der Residenz mitgebracht hatte.

Herr Wandel konnte sich das leisten, nämlich das Rauchen in der ersten Klasse überhaupt und einer so feinen Zigarre im besonderen. Denn seit der Einführung der Fahrkartensteuer war es in der ersten Klasse stets handeleer, die Passagiere, die sich nicht, wie der glückliche Herr Wandel, einer Freifahrkarte erfreuten, waren infolge dieser weisen Erfindung des Fiskus samt und sonders in die zweite Klasse abgewandert, und Herr Wandel, der sonach allein mit seinem Rauchbedürfnis war, brauchte nur bei sich selbst um Raucherlaubnis einzukommen, die er sich auch stets bereitwilligst erteilte. In der ersten Klasse ist das Rauchen bekanntlich nur mit Zustimmung aller Mitreisenden gestattet. Die Diäten aber, die Herr Wandel als fleißiger Abgeordneter bezogen hatte, gestatteten ihm, da er sie sonst nicht gerade nötig hatte, ein Rauchopfer zu bringen, bei dem am Stammtische daheim im „Löwen" sich alle sämtliche Nasen neidisch in die Luft erhoben. Herr Wandel blies die blauen Rauchwölkchen in die Luft und atmete dann tief, wie einer, der eine Zentnerlast sich langsam von seiner Brust hinwegheben fühlt. Ihm war zumute wie einem Knaben, dem nach langer Schulstubenhaft zum erstenmal wieder die goldene Ferienfreiheit winkt, obgleich er sich auch eines leisen bänglichen Vorgefühls nicht erwehren konnte. Denn Amanda, seine teure Gattin, die daheim des langentbehrten Hausherrn voller Sehnsucht harrte, wie einst Penelope der Heimkehr des viel duldenden Odysseus wartete, Frau Amanda Wandel also war eine sehr energische Dame, und wenn sie erst einmal das Wort ergriffen hatte, so half kein Schlußantrag. Nur eine einzige, bedingungslose Abstimmung mit „Ja!!" vermochte diesen Redestrom zu hemmen.

Der Schluß des Landtages also war endlich erfolgt. Im letzten Augenblicke noch, zwei Tage vor dem Feste der Pfingsten, an dem einst der heilige Geist über die Jünger ausgegossen wurde, also, daß sie in Zungen redeten, hatte die Regierung ahnungsvoll die Schleusen der Beredsamkeit am Schloßplatze geschlossen. Die Abgeordneten waren auf den Flügelrädern der sächsischen Staatsbahn heimgekehrt zu ihrem Herde, und [illegible] tief saß in des wohlbekannten Dresdner Bräues Hallen Minna, die rundlich-rosige Maid, die manchen Schoppen dunklen oder hellen Bieres den von der Redeübung Durstigen kredenzt hatte.

Wie die verehrten Leser sehen, eilt meine Phantasie den Ereignissen wieder einmal ein wenig voraus. Trotzdem möchte ich garantieren, daß sich die Heimkehr des hochgeschätzten Mitgliedes der Zweiten Ständekammer genau so vollziehen wird, wie ich sie im Geiste vor mir sah und wie ich sie hier schildere.

Herr Wandel also fuhr der Heimat zu. Die dicke Aktenmappe, seiner Würde Zeichen, lag still behaglich neben ihm. Kein Dekret der Regierung schwellte sie mehr zu unförmlicher Gestalt und kein Deputationsbericht. In rasender Eile hatte man die letzten Tage noch mit allem aufgeräumt, hatte nach mondelangem Schlendrian plötzlich so heftig regiert, daß den armen Wählern im Volke die Augen übergingen in Rührung vor so ungeheurem Fleiß, und man durfte nun mit reinem Gewissen vor das prüfende Auge der Gattin und der Wähler treten, wenn, ja, wenn eins nicht gewesen wäre, das drohend wie ein Maigewitter am sonnig-blauen Ferienhimmel hing: das Kompromiß, das schreckliche, die ungelöste Wahlrechtsfrage.

„Ach was!" Herr Wandel zuckte bei dem Gedanken unbehaglich mit den Schultern und knipste die Asche von seiner Zigarre fort. Auch dies Gespenst würden daheim der teuren Gattin linde Hände bannen, Mariechen, das holdselige Töchterchen, würde mit ihren Vergißmeinnichtaugen die Wolken von des Vaters Stirne lachen, und die Wähler — na, mit denen würde Herrn Wandels gefürchtete Beredsamkeit schon fertig werden. Gottlob, daheim gab es keine Vorlagen mehr und keine Kompromisse

Die Waffen ruh'n, des Krieges Stürme schweigen,
Auf blut'ge Schlachten folgt Gesang und Tanz,
Durch alle Straßen tönt der muntre Reigen,
Altar und Kirche prangt in Festesglanz,
Und Pforten bauen sich aus grünen Zweigen
Und um die Säule windet sich der Kranz —

Herr Wandel, der ein Freund der Poesie war, und sich gleich seinem Kollegen Bülow im Reichstage von der Göttin gern einen bunten Schmuck für trockene Landtagsreden borgte, Herr Wandel rezitierte diese Verse des Dichters voller Stolz, bis die Räder am Zuge ihn sanft in süßen Schlummer sangen. Die letzte Abschiedssitzung am Abend vorher in der Residenz (die nicht offizielle Sitzung im Bräu) war schwer gewesen, und so langte Herr Wandel schlummernd, wie einst Odysseus in dem geliebten Ithaka auf dem teuren Heimatboden an, wo er, vom diensteifrigen Schaffner jäh geweckt, direkt in die ausgebreiteten Arme seiner Gattin sank. Zwar waren keine Ehrenpforten aus grünen Zweigen aufgerichtet, auch wand kein Kranz sich um die Säule; wahrscheinlich, weil der Landtag seinerzeit für den nüchternen Bahnhofsbau überhaupt keine Säule bewilligt hatte. Dafür aber prangte daheim an des Hauses Pforte ein schönes rot getuschtes Schild, auf dem in schwarzen Buchstaben „Herzlich willkommen" stand. Ein grünes Reis schlang sich darum, und somit hatte der glückliche Herr Wandel dennoch seine Ehrenpforte; Anna, die Köchin, hatte sie in uneigennütziger Erwartung eines klingenden Dankes aufgerichtet, und sie sah sich in dieser Erwartung nicht getäuscht.

Ich übergehe die erste zärtliche Begrüßung; wir lassen Herrn Wandel an diesem Abend im trauten Kreise der Familie allein. Nur so viel sei verraten, daß Herr Wandel sich wie im siebenten Himmel fühlte. Denn Frau Amanda war so sanft, so gut wie nur die Gräfin v. Savern, die angebetete Herrin des jungen Fridolin. Das Töchterchen war in der Maiensonne aufgeblüht, daß sie der glückliche Papa kaum wieder kannte, und sogar Fritz, der Tertianer, benahm sich ganz unerwartet so gebildet, wie es sich für den Sohn eines Abgeordneten schickt.

So sank Herr Wandel denn zu später Stunde an der teuren Gattin Seite in einen tiefen Schlummer; liebliche Traumbilder umgaukelten ihn, sogar die dicke Minna war darunter, und nur gegen Morgen erschreckte der Schläfer seine Gattin durch ein angstvolles Stöhnen, ein scheußlicher Zwerg, eine wahre Mißgeburt, hatte sich ihm grinsend auf die Brust gesetzt und brüllte, die Zähne fletschend, ihm höhnisch in das Ohr: „Ich bin das Kompromiß, jawohl, das Kompromiß!" Herr Wandel fuhr angstvoll aus dem Schlafe empor, um das Gezwerge abzuschütteln. Die aufgeschreckte Gattin betrachtete ihn mit Sorge und Mißtrauen zugleich.

„Um Gottes willen, Alfred, was ist dir nur?" rief sie dann aus. „Riefst du nicht einen Namen im Schlaf? Es klang wie Minna", setzte sie gleich darauf argwöhnisch hinzu.

„Wie, Minna? Keine Spur!" sagte erschrocken Herr Wandel. „Wer weiß, was du wieder geträumt hast. Nein, ein Alp hat mich gedrückt, eine Mißgeburt; aber Minna? Gott bewahre, ich kenne keine Minna!"

Die schlaftrunkene Gattin gab sich mit dieser Auskunft zufrieden, obwohl sie ihr Mißtrauen gegen die Gefahren, denen ein unbeaufsichtigter Mann in der Großstadt und Residenz ausgesetzt wäre, niemals ganz losgeworden war. Womit sie übrigens der guten harmlosen Stadt Dresden ebensowohl wie ihrem Manne, dessen Wandel ohne Tadel war, bitteres Unrecht antat.

Der nächste Morgen, der Sonnabend, brachte Pfingststimmung in das vom Boden bis zum Keller frisch gescheuerte Haus. Das übliche Großreinemachen war glücklicherweise schon vorüber, die grünen Maien prangten nach altem schönen Brauche an den Wänden, die Gattin zeigte sich, wie der Himmel, beim Frühkaffee völlig wolkenlos. Herr Wandel genoß in vollen Zügen das Glück eines Mannes, der nach langer Irrfahrt wieder sicher im heimischen Port gelandet ist.

Nur einige Wölkchen zeigten sich, als Herr Wandel zum Frühschoppen im Löwen erschien. Es gab da eine sehr unangenehme Opposition, die keine parlamentarische Sitte kannte und die sich nicht entblödete, die Tätigkeit Herrn Wandels im Parlament sehr scharf zu kritisieren. Als ob diese Banausen überhaupt von Politik etwas verständen! Sie, die keine Ahnung davon hatten, wie leise man am Schloßplatz zu Dresden auftreten mußte, diese Draufgänger und Prinzipienreiter, die anscheinend nie etwas davon vernommen hatten, daß das Kompromiß aller politischen Weisheit Anfang und Ende sei.

Herr Wandel aber zeigte es ihnen gründlich, er hielt eine Rede, daß ihnen Hören und Sehen verging, eine Rede, die ihm ein boshafter Schlußantrag im Landtage leider abgeschnitten hatte. Sie sollten nur einmal nach Dresden kommen und sehen, wie schwer es sei, dort Politik zu machen. Er habe wie ein Held gekämpft und werde nötigenfalls auch als Held zu sterben wissen.

Na, das wollten die braven Bürger am Stammtische doch nun keineswegs, und um die Schrecklichste zu verhüten, wurde die Streitaxt vorläufig begraben und ein ausgiebiges Trankopfer dargebracht.

So kam Herr Wandel in leidlich heiterer Stimmung wieder heim zum Mittagsmahle. Er hatte freilich davon geträumt, als Triumphator in der Heimat einzuziehen, gefeiert und geehrt als ein Politiker, wie ihn ein Parlament vielleicht in 50 Jahren einmal sah. Damit war es nun leider nichts; er trug das Schicksal aller großen Männer, daß man ihn nicht verstand, das Schicksal, das ein Bismarck selbst lange Zeit hindurch ertragen mußte, blühte auch ihm: Der Prophet galt nichts in seinem Vaterlande.

Desto froher war er, wieder daheim zu sein, wo selbst Frau Amanda, so streng sie den Pantoffel schwang, ihm eine gewisse Anerkennung nicht versagte.

SLUB Wir führen Wissen. http://digital.slub-dresden.de/id490223001-1908053102/1